kommission durch Leute seiner Wahl zu ersetzen, durch Leute wie Marrast und dergleichen „Honette“ mehr; die Bourgeosie im Ganzen war verstimmt, weil sie fürchtete, gegen eine wirkliche Insurrektion des Proletariats würden machte, die französischen Heere in Deutschland, in Italien oder wo sonst immer den Gloire-Cancan von ehemals wieder beginnen zu lassen; das „Volk“ endlich war verstimmt, weil es weder die Exekutivkommission noch die Nationalversammlung sie schützen können; die Armee war verstimmt, weil die Republik so gar keinerlei Anstalt erkannte oder zu erkennen glaubte, daß es, wie im Juli von 1830, so auch im Februar von 1848 geprellt worden sei und daß man mit der „Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft“ keinem Bäcker auch nur einen einzigen Laib Brot aus dem Ofen lockte.

Da ist es denn gar kein so großes, ja überhaupt kein Wunder gewesen, wenn nicht wenige, sondern viele Leute in Frankreich auf den Einfall kamen, zu sagen: Der Bourbonismus hat uns geärgert, der Orleanismus hat uns genarrt, die Republik hat uns geöfft, wie wär' es, so wir es zur Abwechselung wieder mal mit dem Bonapartismus probirten?

Probirt es, ihr lieben Leute! flötete in den süßesten Tonarten die bonaparte'sche Presse — denn schon gab es eine solche — und die im Solde der Sekte stehenden populären Agenten, Lahr und Compagnie verdreifachten ihre Wühlereien zu Gunsten des „Prinzen“, der aber nicht etwa als „Kaiser“ — Gott bewahre — wohl aber als „volksthümlicher Chef der Republik“ Frankreich retten und das „arme Volk“ beglücken sollte. Es war schon nicht mehr schön, wie für „Louis Bonaparte“, den „Neffen“, Propoganda gemacht wurde. In der Bourgeoisie freilich verfingen jedoch die bonapartistischen Lockungen dermalen noch nicht, wenigstens nicht in den leitenden Kreisen.

Weder die Constitutionellen, noch die Royalisten, noch die Loyalaiten wollten von dem „Neffen“ etwas wissen. Alle diese klugen und superklugen Herren würden Jedem ins Gesicht gelacht haben, der ihnen von der Möglichkeit einer Präsidentschaft oder gar einer Kaiserschaft des Gefangenen von Ham gesprochen hätte. Und doch hieß es hier, wie es unzähligemal oft heißen kann und muß:

„Glaub' dreist das ärgste, dümmste, widerwärtigste!
Denn das erfolgt“.

In Wahrheit, schon am 5. Juni geschah ein deutliches Vorzeichen, daß es erfolgen würde. An dem genannten Tage fanden nämlich in Frankreich Ersatzwahlen für die Nationalversammlung statt und die 11 Gewählten bildeten eine sehr gemischte Gesellschaft. Noch schien die Socialdemokratie stark zu sein; denn sie brachte ihre 4 Candidaten Caussidiere, Leroux, Lagrange und Proudhon durch. Als vom „honetten“ Republikanismus gewählt konnte man Viktor Hugo, Moreau und Boissel ansehen, wogegen die Wahlen von Thiers und Changarnier ein entschiedener Triumph der Rückwärtserei waren.

Aber eine unendlich viel wichtigere Wahl als die genannten war die des Prinzen Louis Bonaparte. Der „Neffe“ war in Paris und noch glänzender in drei Departements zugleich gewählt worden. Und wie hat sich bei dieser Gelegenheit der „honette“ Republikanismus im Vollglanz seiner Bornirtheit gezeigt! Er war außer sich über die Erwählung des Tribünehelden Thiers und achtete die Wahl des Neffen für nichts. Und doch konnte man und mußte man wissen, daß neben dem Ruf: „Vive Barbes!“ das arme genasführte Vorstädtevolk den Ruf: „Vive Napoleon!“ von Tag zu Tag lauter erschallen ließ.

Die Leiter der bonapartistischen Bewegung führten mit großer Emsigkeit und Geschicklichkeit ihre Machenschaften weiter. Am 10. Juni sammelten sich große proletarische Massen beim Palais Bourbon, weil es hieß, der am 5. Juni zum Volksvertreter gewählte „Neffe“ würde in die Nationalversammlung eintreten, „begleitet von einem glänzenden Gefolge.“

Der Erwartete fand aber nicht für gut, zu kommen; er verstand die Kunst, zu warten und auf sich warten zu lassen. Er und seine Suite wußten gar wohl, daß eine vorzeitige Erscheinung auf der Weltbühne Paris Alles verderben könnte.

Am 13. Juni kam in der National-Versammlung die Frage der Giltigkeit oder Nichtgiltigkeit von Louis Bonaparte's Wahl zur Verhandlung. Die Exekutivkommission wollte die Nichtzulassung des Prinzen beschlossen wissen; angeblich, weil derselben gesetzkräftig aus Frankreich verbannt sei; in Wirklichkeit, weil seine Erwählung mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ begrüßt worden sei und weil der Gewählte kein Volksrepräsentant, sondern ein Thronprätendent, welcher die Republik auch noch gar nicht anerkannt habe.

Aber gerade weil die Exekutivkommission und zwar noch dazu durch den Mund des schon ganz kreditlos gewordenen Lamartine und des als entschiedener Republikaner verhaßten Ledru die Nichtzulassung des Prinzen verlangte, votirte die Versammlung mit Zweidrittelmehrheit die Giltigkeit der Wahl und die Zulassung des Gewählten, in welchem diese Mehrheit nur den zu Straßburg und Boulogne lächerlichst gescheiterten „Niais“ erblickte, zu deutsch einen Nichtser. Sie achtete auch nicht darauf, daß, sobald die Entscheidung unter den draußen harrenden Volkshaufen bekannt geworden, dieselben in den Freudenschrei „Vive „Napoleon!“ ausbrachen.

„Vive l'empereur.“

„Monseigneur, schreiben Sie auf der Stelle einen gescheidteren Brief.“

Die Apostel und Missionäre des Bonapartismus waren zu gerieben, um diesen Erfolg zu überschätzen. Die Herren Fialin und Laity eilten sporenstreichs gen London, um den Prinzen von unüberlegten Schritten abzuhalten.

„Monseigneur,“ sagten sie zu ihm, „lassen Sie sich durch das Votum vom 13. Juni nicht täuschen und verlocken. Die Majorität der Nationalversammlung hat keineswegs für Sie, sondern vielmehr nur gegen die Exekutivkommission gestimmt. Allerdings will die „Rechte“ eine baldigste Wiederherstellung der Monarchie; allein die Monarchisten folgen der Leitung von Thiers und Fallour und jener will die Orleans, dieser seinen Heinrich den Fünften zurückführen. Für Sie ist demnach von der Seite her nichts zu hoffen vorderhand. Ebenso ist Ihr Eintritt in die Versammlung unzukömmlich und unrathsam. Sie würden ja doch nur geduldet, sogar über die Achsel angesehen werden. Folglich heißt unsere Losung: Abwarten und den Reichsapfel reifen lassen!“

Monseigneur nickte zustimmend, setzte sich hin und schrieb an den Präsidenten der Nationalversammlung einen Brief, worin er erklärte, lieber im Exil verbleiben als gestatten zu wollen, daß seine Erwählung den Vorwand zu beklagenswerthen Wirrsalen und traurigen Irrungen abgäbe. Der wichtigste Satz des Briefes war aber dieser: „Wenn das Volk mir Pflichten auferlegen sollte, würde ich sie zu erfüllen wissen.“

Der scharfe Tabak dieser nackt-hochmüthigen Prätendentenphrase stach doch der Nationalversammlung sehr unangenehm in die Nase, als in der Sitzung vom 15. Juni das peinliche Schreiben vorgelesen wurde, um so unangenehmer, als man von draußen das Geschrei der Pöbelrotten vernahm: „Vive l'empereur!“ und erfuhr, daß drüben bei den Tuilerien zahlreiche Schaaren versammelt seien, welche verlangten, daß man Louis Bonaparte zum Ersten Consul ausrufen sollte.

Mehrere Deputirte sprachen sich scharf gegen die bonapartistischen Wühlereien aus und der General Cavaignac machte auf das Charakteristitum aufmerksam, daß in dem Prinzenbrief das Wort Republik sorgsam vermieden sei.

„Monseigneur, schreiben Sie auf der Stelle einen gescheidteren Brief!“ telegraphirten die Apostel nach London. In Folge dieses Winkes langte, während die Nationalversammlung noch rath- und thatlos über die Prätensionen des Prätendenten hin und her zankte, abermalen ein Schreiben an den Präsidenten an, in welchem es unter anderem hieß: „Ich wünsche die Ordnung und die Aufrechterhaltung der Republik, einer weisen, großen, verständigen Republik, und weil ich, sehr wider meinen Willen, die Unordnung begünstige, lege ich, freilich mit lebhaftem Bedauern, mein Mandat in Ihre Hände nieder. Bald, so hoffe ich, wird die wiederhergestellte Ruhe mir gestatten, als der einfachste Bürger nach Frankreich zurückzukehren“.

Damit war die Sache parlamentarisch-formell erledigt. In Wahrheit und Wirklichkeit aber hob sie erst recht an. Der Bonapartismus, dessen Fahne jetzt offen aufgepflanzt war, begann mehr und mehr eine Macht zu werden. Schon fing er auch an, wie Scheidewasser auf die Bourgeosie zu wirken, d. h. er warf in dieselbe ein völliges Schisma, indem das eigentliche Protzenthum mit seinem ganzen Börsenschwindlergefolge sich dem „Neffen des Onkels“ zuzuneigen Miene machte, mit der schnobbernden Spekulationsnase richtig witternd, daß unter einem despotischen Regiment der Ausbeutungsweizen und der Schwindelhaber gedeihen würden wie noch nie. Der solidbürgerliche Kern der Bourgeoisie dagegen scharte sich um den General Cavaignac, als um das von ihr zunächst erkorene Zukunftshaupt des Staates. Bedenklicher jedoch als die Hinneigung der Barone der Agiotage mit ihren Vasallen zum Bonapartismus war der Umstand, daß das bonapartistische Gift den Massen eingeimpft war und in denselben weiter und weiter um sich fraß.

(Fortsetzung folgt.)

Um Geld an städtischen Drucksachen zu sparen, legte Mayor Quincy von Boston $30,000 in einer eigenen Municipal-Druckerei an und steckte später noch $10,000 hinein. Das Resultat hat den Erwartungen schlecht entsprochen. Ein Departement, dessen Rechnung für Drucksachen sich in der Regel auf $2,500 stellte, hat jetzt über $8000 verbraucht.

Ihr alter Doktor.

Skizze von Anna Wahlenberg.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

„Jetzt aber entschließe Dich, liebste Emelie“, sagte Frau Björklund und knöpfte den Mantel auf, denn sie gedachte eine Weile zu bleiben. Sie hatte so viel vorzubringen, und hier hieß es, sich einmal ernsthaft ins Mittel legen.

„Ich kann nicht. Was würde Doktor Classon sagen, wenn er wieder nach Hause kommt“, erwiderte Emelie, ein abgezehrtes Geschöpfchen mit gelblich-blasser Hautfarbe und eingefallenen Zügen, die ihr das Aussehen von ungefähr einer Vierzigerin gaben, obwohl sie erst einige Dritzige war.

Sie rutschte unruhig im Lehnstuhle herum und blickte die Mutter an, die beim Fenster strickte.

„Nein, wirklich, ich kann es durchaus nicht“, wiederholte sie.

„Doktor Classon hat ja doch den Ruf, einer unserer geschicktesten Aerzte zu sein“, meinte die alte Frau.

„Hier in der Stadt, ja“, sagte Frau Fjörklund. „Aber in Granköping —“

Und dann kam sie wieder an die Reihe, diese Geschichte, die sie schon so vielemale gehört hatten: Emilie müsse nach Granköping zu Doktor Smedman fahren. Wenn kein Anderer mehr helfen könne, so könne er's und wo es das Leben gelte, müsse man Alles versuchen. Zwei und ein halb Jahre hatte sie nun mit ihrem Uebel hingebracht und keinen anderen zu Rathe ziehen wollen, als ihren Hausarzt, den Doktor Classon, aus lauter Furcht, ihn zu beleidigen, und dabei war es immer ärger geworden. Jetzt aber, wo es sich gerade so gut traf, daß er dasselbe thun. Er war allerdings bei verreiste, jetzt könnten sie doch wohl ihnen gewesen und hatte Rezepte und Anweisungen verschrieben und für die zwei Monate seiner Abwesenheit seinen Stellvertreter empfohlen, jedenfalls aber war jetzt bessere Gelegenheit für die kleine Reise, als wenn er daheim war. Und man dürfe sie sich nicht entgehen lassen, das hatte die kleine beredtsame und dienstfertige Frau Björglund sich in dn Kopf gesetzt und so nahm sie Mantel, Hut und Handschuhe ab und sprach und sprach, so lange, bis sie endlich die beiden Damen dahingebracht hatte, die Sache von der Seite zu sehen, von der sie wollte, und ihre Abreise schon auf morgen festzusetzen.

Und so geschah es, daß aus der Granköpinger Reise Ernst wurde.

Aber es war etwas sehr Geheimnißvolles. Dem Mädchen und allen Bekannten sagte man, daß man Verwandte besuche und Niemand wir Frau Björklund wußte, wohin die Fahrt ging.

Nach drei Tagen kamen sie zurück und nun hatte Emelie zu wissen bekommen, sie habe ein Nierenleiden statt eines Magenkatarrhs und Alles, was Doktor Classon gesagt habe, daß sie thun solle, das solle sie nicht thun, und Alles, was er gesagt, daß sie nicht thun solle, das solle sie thun.

Einen Monat darauf saß sie statt im Lehnstuhl auf einem gewöhnlichen Stuhl, und nach weiteren etlichen Wochen ging sie aus und besorgte die Aufträge ihrer Mama, statt daß diese die ihrigen besorgte, und alle Leute sprachen von Wunder und staunten über die kleine Emelie, die wieder ganz frisch zu werden anfing. Von allen Seiten kam man und gratulirte ihr. Die Mutter strahlte vor Freude und Frau Björklund vor Stolz, und ihr selbst war so leicht und glücklich zu Muthe, als wäre sie in eine andere und bessere Welt gekommen, statt aus Gnade noch eine Weile in der alten geduldet zu sein, die ihr immer so traurig erschienen war.

Allein nach Ablauf zweier Monate ging eine merkwürdige Veränderung mit ihr vor. Je besser und besser es ihr körperlich erging, desto ärger und ärger wurde ihr zu Muthe, besonders an den Vormittagen zwischen Zehn und Zwölf. Es war, als ob ein Geist des Unfriedens sie zu dieser Zeit überschleiche. Sie richtete es meist so ein, daß sie während dieser Stunden ausging, aber war sie einmal gezwungen, zu Hause zu sitzen, so zuckte sie beim geringsten Laut zusammen und blickte zuerst nach der Thür und dann auf Doktor Classon's Arzneiflaschen, die immer noch wohlabgestaubt und in schönster Ordnung auf dem Nachttisch standen, sowie auch der Lehnstuhl sich noch, behängt mit den nun blos selten benützten Tüchern und Shawls, am alten Platze befand.

Und jeden Tag um 1 Uhr that sie einen Seufzer der Erleichterung. Da fing Dr. Classon's Empfangsstunde an und er konnte also an diesem Tag nicht mehr erwartet werden.

Jeden Morgen war ihr erster Gedanke: „Heute kommt er!“ Und sie erschrak beinahe, wenn sie im Spiegel bemerkte, wie sie stärker und stärker wurde und die Wangen Farbe, die Augen Glanz bekamen.

Wenn er doch an einem Nachmittag käme, wenn die Lampe angezündet ist, da würde man es vielleicht nicht so merken! Wie konnte sie ihrem alten Doktor, der so viele Jahre bei ihnen Hausarzt gewesen war, den sie so lieb hatten und an den sie bisher geglaubt, wie an einen Gott, wie konnte sie ihm sagen, daß sie ihm nicht mehr vertrauten, daß sie die Hilfe eines Anderen gesucht! Nein, eher wäre sie in den Boden gesunken.

Doktor Classon schien indessen stark in Anspruch genommen, nachdem er von der ausländischen Reise zurückgekommen war, denn eine Woche nach der anderen verstrich, ohne daß er von sich hören ließ. Nutz- und zwecklos fäuberte und ordnete Emelie täglich ihre Arzneiflaschen und ihren Lehnstuhl. Er ließ immer noch auf sich warten.

Da, eines Tages zwischen 10 und 12 Uhr, als sie, wie gewöhnlich, ihre Promenade machte, plötzlich mitten auf der Norrbrücke, da blieb ihr auf einmal das Herz stehen. Auf demselben Trottoir, in nur wenigen Schritten Entfernung, kam ihr Doktor Classon entgegen.

Er blieb stehen, sah sie an, als sähe er einen Geist und vergaß sogar, ihr die Hand zu geben oder guten Tag zu sagen.

„Sind Sie es . . .? Wie geht das denn zu . . . .? Was?“ fragte er endlich.

„Ja, ich bin es“, erwiderte Emelie mit einem Versuch, ruhig dreinzusehen, obwohl sie fühlte, daß sie roth wurde und sie viel lieber blaß geworden wäre, um nicht so gesund auszusehen.

„Sie—auf der Straße.“

Er musterte sie dann mit seinen kleinen scharfen Augen von Kopf bis zum Fuß.

„Ich glaubte, es würde mir gut thun“, warf sie ganz leise hin.

„Und ich glaubte, Sie würden niemals mehr ausgehen“, sagte der Doktor in seiner gewöhnlichen schroffen Art. „Was haben Sie mit sich angefangen? Haben Sie eine Badereise gemacht?“

„Nei—ein. Aber diese Milchsuppe, die Sie mir ordinirt haben, Herr Doktor, die war so vorzüglich . . . Und übrigens . . . manchmal geht's mir besser und manchmal schlechter . . . .“

„So, so. Hm. Ich schaue morgen hinauf“, sagte er, fixirte sie noch einen Augenblick aufmerksam, lüftete den Hut und ging.

Tags darauf, um 10 Uhr, saß Emelie in ihrem Lehnstuhl, Kissen hinter dem Rücken, ein Tuch um die Schultern und einen Plaid um die Knie. Die Gardine war etwas herabgelassen, daß das Tageslicht nicht zu stark auf ihr aufgeblühtes Gesicht fiele, und die geleerte Suppenschale stand noch auf dem Tische unter den Arzneiflaschen.

Die Mutter saß strickend beim Fenster, um jede Minute auf die Straße spähen zu können, und ihre Konversation bestand lediglich aus einer Frage und einer Antwort:

„Kommt er schon?“

„Nein, noch immer nicht.“

Da plötzlich fuhr die alte Frau mit einem Kopfnicken und einem Flüstern in die Höhe, schob ihre Haube zurecht und zog den Plaid weiter über Emelie's Knie. Es läutete, und gleich darauf trat Doktor Classon in's Zimmer.

„Nun, wie geht es denn heute?“ sagte er, schritt weiter, setzte sich neben Emelie nieder und klopfte freundlich ihre Hand.

Da, es war wieder ein wenig schlechter. So pflegte es abzuwechseln, ungefähr einen Tag um den andern, einmal besser, dann wieder schlechter. Gestern war ihr so wohl gewesen, heute war sie wieder ganz schwach.

„Ja, du lieber Gott, so geht das immer: auf und ab und vor und zurück“, sagte die Mutter.

Nun begann das Verhör.

Wie stand es mit der Geschwulst und den Schmerzen?

„Immer gleich, etwas besser vielleicht.“

„Und der Appetit?“

Viel essen könne sie nicht, manchmal geschah es wohl, daß ihr doch etwas schmeckte.

„Und die Mattigkeit?“

Oh, sie sei recht matt.

„Und der Schlaf?“

Schlecht; sie liege so viel wach.

„Und das Uebelbefinden?“

Ungefähr so viel wie früher.

„Und die Schmerzen in den Seiten?“

Die hätte sie noch immer.

Emelie war so reich an Leiden, wie ein Mensch es nur sein kann. Un welches Uebel er auch fragte, sie hatte es, und doch war sie gestern auf der Straße ihm gegenübergestanden, wie ein anderer gesunder Mensch. Es ging über seinen Verstand.

Er stand auf und zog die Gardine in die Höhe, das die unmittelbare Folge hatte, daß die Kranke die Hand vor das Gesicht legte. Aber der Doktor zog sie weg und stellte sich vor sie, um sie zu betrachten. Es war keine Augentäuschung, was er gestern gesehen. Die Züge waren wirklich voller, die Gesichtsfarbe heller geworden. Sie hatte einen thatsächlichen Verjüngungsprozeß durchgemacht.

Und er, der fast erwartet hatte, sie todt und begraben zu finden?

Eine Weile saß der Doktor in Gedanken versunken. Schließlich richtete sich seine Aufmerksamkeit auf die Tasse am Nachttische.

„Und die Milchsuppe haben Sie ordentlich genommen?“ fragte er.

„O—oh freilich.“

„O—oh freilich, das hat sie — und ob!“ sagte die Mutter, die während des ganzen Verhöres still wie ein etwas verschüchtertes Mäuschen dagesessen. Ich koche sie jeden Morgen selbst, Herer Doktor, und quirle das Mehl recht langsam und gut ab, damit sich keine Klümpchen bilden. Und das habe ich fortgesetzt seit Weihnachten, als sie damit begann. Niemandem Anderen hätte ich es anvertraut. Und wissen Sie, Herr Doktor, ich glaube ganz bestimmt, daß das sie um so Vieles besser gemacht hat.“

„Besser? — Ist es denn besser? Eben hieß es doch nein.“

„Ja, das heißt, manchmal . . . . . Manchmal kann man schon sagen, daß es ihr ein bischen besser geht . . .“

Der Doktor hörte nicht auf sie. Er saß da und drehte eine der Arzneiflaschen hin und her.

„Und das da haben Sie auch eingenommen?“

„Ja freilich.“

„Wie viele Löffel?“

Diesmal fühlte Emelie, wie sie vor Schrecken erbleichte. Auf diese Frage war sie nicht vorbereitet gewesen.

„Vier“, brachte sie endlich nach einem Augenblicke Bedenkzeit hervor.

Er sagte nichts, sondern nahm die Flasche und sah sie genau an. Hierauf blickte er zu Emelie auf, und niemals waren seine kleinen scharfen Augen schärfer gewesen, als in diesem Moment, und die Lippen kniff er zusammen, daß sie förmlich in den Mund hineinkrochen.

„Mein bestes Fräulein, ich wußte nicht, daß Sie die Unwahrheit zu sprechen pflegen“, sagte er.

Sie versuchte etwas zu murmeln, aber die Worte wollten nicht heraus.

Diese Arznei wurde drei Tage vor meiner Abreise geholt“, sagte Doktor Classon, „und es ist noch über die Hälfte da.“

Die beiden Damen schwiegen, und Emelies zitternde Finger zupften am Plaid.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, was für eine Komödie hier gespielt wird?“ sagte er.

Emelie brach in Thränen aus, und die Mutter ließ den Strickstrumpf fallen, aber Keine antwortete.

Der Doktor wiederholte seine Frage zum zweiten Male.

„Wir glaubten, Sie würden so böse auf uns sein“, schluchzte Emelie, und dann kam die ganze Sache heraus unter Thränen, Entschuldigungen und Erklärungen.

Er saß da und hörte, ohne ein einziges Mal zu unterbrechen, mit gerunzelten Augenbrauen zu, doch als Emelie endlich schwieg, wandte er sich zu der alten Frau und hieß sie, das Mädchen mit einer Schaufel und einem Kehrbesen herein kommen zu lassen.

Sie gehorchte blind, ohne sich mit einem „Warum“ hervorzutrauen und kam sogleich wieder, gefolgt von dem Dienstmädchen.

„Kehren Sie das hier fort“, sagte der Doktor, auf die Arznei-Utensilien zeigend, und als das Mädchen die Flaschen abzuräumen begann, nahm er selbst den Besen und machte reinen Tisch. Weggefegt sollte es werden. Und die Suppenschale kam auch auf die Schaufel, zusammen mit dem Uebrigen.

Nachdem das Mädchen wieder draußen war, deutete er auf den Plaid, der über Emeliens Knien lag.

„Fort damit!“

Still und gehorsam legte die Mutter ihn zusammen.

„Und auch mit diesem!“

Es war der Shawl. Und darauf kamen die Polster an die Reihe und dann der Fußschemel. Emelie sah aus wie ein gerupftes Vögelchen, wie sie so ganz ausgewickelt in dem großen Stuhl saß.

„Und jetzt wollen wir sehen, ob Sie marschiren können wie gestern“, sagte der Doktor. „Haben Sie die Güte, Ihre neueste Medizin zu holen.“

Emelie erhob sich, bewies, daß sie ebenso gut gehen könne, wie Tags zuvor, öffnete eine Lade und nahm ein paar wohl versteckte Flaschen heraus, die sie auf den leer geräumten Tisch stellte. Es war ganz still im Zimmer. Emelie und ihre Mutter wagten kaum aufzublicken. Sie saßen und warteten auf die Stunde der Abrechnung, wo er ihnen sagen würde, daß er nichts mehr mit ihnen zu thun haben wolle. Aber er starrte nur auf die Flaschen, nahm sein Notizbuch hervor und begann zu schreiben.

„Na, was essen Sie jetzt statt der Milchsuppe, die Ihre Mutter Ihnen jeden Morgen kocht?“ fragte er zuletzt.

Emelie zählte alle ihre Verhaltungsmaßregeln von der größten bis zu der kleinsten her und er schrieb wieder.

„Und nun darf ich vielleicht etwas Näheres darüber wissen, wie Sie sich befinden.“

Das Verhör begann auf's Neue, es führte jedoch diesmal zu einem Resultat, das sich bedeutend von dem früheren unterschied, und jede Antwort die er erhielt, notirte er.

„Wann fahren Sie wieder zu Doktor Smedman?“ fragte er ganz plötzlich.

„Nun, etwa in beiläufig vierzehn Tagen.“

Er suchte in dem Notizbuch, nahm eine Visitenkarte heraus, schrieb einige Worte darauf, reichte die Karte Emelie mit dem Bemerken, sie Doktor Smedman zu übergeben, und nahm dann auf seine gewohnte, etwas kurze und schroffe Art Abschied.

Während er sich hierauf zur Mutter wandte, um ihr Adieu zu sagen, fielen Emelies Augen mechanisch auf die Karte. Es standen nur zwei Zeilen darauf:

„Wir Alle sitzen auf der Schulbank, so alt wir auch sind. Darum — Dank!“

Und da ging er, der alte ergraute Schuljunge, ganz sanftmüthig aus dem Zimmer mit dem ehrlichen Bekenntniß seines schlecht gelernten Pensums.

Für Emelie aber war er von diesem Augenblick an ein ganz anderer Mensch, als der eben noch vor ihr gestanden. Nicht mehr jener barsche Herr, vor dem sie sich so lange gefürchtet hatte, und dessen Größe thatsächlich in der letzten Zeit ein klein wenig gesunken war.

Wieder war er ihr alter lieber Doktor, dere ihnen während so vieler Jahre die treueste Fürsorge gewidmet, der ihnen so oft geholfen und in dessen gewissenhafte Hände sie getrost die Oblut ihrer Gesundheit gelegt hatten.

Und diesen ihren bitteren alten Doktor hatten sie so schwer verkannt, hatten sie täuschen und hinter's Licht führen wollen!

Kaum war er draußen, so lief Emelie ihm nach, als sei sie wieder gesund, riß die Thür zum Vorzimmer auf, nahm seinen Ueberrock vom Kleiderständer, half ihm trotz aller Proteste hinein, suchte dann seine Galloschen hervor und stellte sie vor ihm hin.

Am liebsten wäre sie niedergekniet und hätte sie ihm angezogen. Recht klein, recht demüthig wollte sie sich vor ihm machen, ihrem armen, lieben, alten, getreuen Doktor, gegen den sie sich so schlecht benommen hatten. Und wie sie dann am Fenster stand und seinem fortrollenden Wagen nachsah, da fühlte sie, daß sie ihm wiederum ihre Gesundheit und ihr Leben hätte anvertrauen mögen.

Er hatte seine Größe wieder.

Es gibt auch zerstreute Amtsrichter. Einem solchen in Baden passirte Folgendes:

Am 2. Januar war Schöffengerichtssitzung. Der Amtsrichter eröffnete die Sitzung augenscheinlich unter den Wirkungen eines „Katers“ und vielleicht auch unvorbereitet mit der Frage an die Schöffen:

„Haben Sie dieses Jahr schon Schöffendienste geleistet?“

Die Antwort war natürlich keine bejahende.

Unmittelbar darauf ruft der Amtsrichter die Zeugen auf, darunter ein fünfjähriges Mädchen, das weinend vor die Rampe tritt. Der Amtsrichter fragt die Zeugin, in den Acten blätternd:

„Wie alt sind Sie?“

Antwort unter erneutem Thränenausbruch: „Fünf Jahre.“

Frage: „Ledig oder verheirathet?“

Keine Antwort. Das Kind schien in der That ledig zu sein.

* * *

Die Zahl der zur Kenntniß der Polizei gelangten, in Berlin „prakticirenden“ Curpfuscher betrug Ende 1897 nicht weniger als 476. Während die Einwohnerzahl Berlins sich seit 1879 um 61 Procent, die der Aerzte um 172 Procent vermehrte, stieg das gewerbsmäßig von Laien betriebene Curpfuscherthum in demselben Zeitraum um 1600 Procent. Nicht eingerechnet ist bei dieser Zahl die erwiesenermaßen recht beträchtliche Menge von mehr oder minder systematisch curpfuschenden „Medicinalpersonen“ (Apothekern, Droguisten, Hebammen und Heilgehülfen). Von den gewöhnlichen, nicht den Medicinalpersonen angehörenden Curpfuschern waren vor Ergreifung des neuen Berufes 20 Procent Arbeiter, 40 Procent Handwerker und zwar Bäcker, Barbiere, Cigarrenmacher, Köche, Schuster, Schriftsetzer u. s. w. gewesen, 16 Procent gehörten den Handlungsbeflissenen an und nur 24 Procent hatten die eigenartige Metamorphose auf Grund einer bessern Schulbildung („etwa bis Obertertia“) unternommen. Gerichtlich bestraft waren von den Männern 29 Procent, von den weiblichen Personen 14,4 Procent, und zwar wegen Arbeitsscheu, Bettelns, Diebstahls, Betrugs, Hehlerei, Körperverletzung, Kuppelei, Meineids und anderer Vergehen. Wie ungeheuer groß die Zahl derjenigen Patienten ist, die Personen von solcher Vergangenheit Gesundheit und Leben anvertrauen, dafür spricht die Thatsache, daß ein einziger, durch eine „Kräutercur“ zu hohem Rufe gelangter Rechtsanwalt a. D. im Jahre 1890 nicht weniger als 2559 Personen brieflich behandelt hat, und daß diese bezeichnender Weise nicht nur aus den untern, mangelhaft gebildeten Volksschichten sich recrutirten, sondern zum Theil auch den höhern Ständen angehörten.

* * *

Unten in Mexiko lebt ein Specht, der seine Nüsse und Eicheln in den hohlen Schäften der Yuccas und Agaven aufspeichert. Diese hohlen Stengel werden durch Zwischenwände in gesonderte Höhlungen getheilt, und der kluge Vogel hat das irgendwo herausbekommen und bohrt ein Loch an dem oberen Ende jedes Gelenkstückes zur Einfüllung und ein zweites an dem unteren Ende, um daraus die Eicheln herauszuholen, wenn er deren bedarf. Dann füllt er die Stengel voll und verläßt seine Vorrathskammern, bis er sie braucht, sicher vor den Plünderungen eines diebischen Vogels oder vierfüßigen Thieres. Der erste Ort, an welchem diese merkwürdige Gewohnheit beobachtet wurde, war ein Hügel mitten in einer Wüste, der mit Yuccas und Agaven bestanden war, aber die nächsten Eichenbäume waren 30 Meilen davon entfernt, so daß diese erfindungsreichen Vögel, wie leicht zu berechnen, einen Flug von 60 Meilen zu machen hatten für jede Eichel, die sie für sich aufheben wollten.

* * *

Tante (zu den Kindern): „Ihr seid jetzt immer so lustig. Wie kommt denn das?“

Der Aelteste: „Weil wir immer etwas zu lachen haben. Früh schau'n wir zu, wenn sich der Vater rasirt; Mittags beobachten wir die Mali, welche vor Kurzem aus dem Pensionat kam, beim Kochen, und Nachmittags fährt die Mutter mit dem Rad aus!“